

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 11

Artikel: König März
Autor: Habicht, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667900>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sind wir nicht, seit wir den Ring haben, schon so herausgekommen, daß sich alle Welt wundert? Also sei verständig. Du kannst dir ja mittlerweile immer überlegen, was wir uns wünschen könnten."

Damit hatte die Sache vorläufig ein Ende. Und es war wirklich, als wenn mit dem Ringe der volle Segen ins Haus gekommen wäre, denn Scheunen und Kammern wurden von Jahr zu Jahr voller und voller, und nach einer längeren Reihe von Jahren war aus dem kleinen, armen Bauer ein großer, dicker Bauer geworden, der den Tag über mit den Knechten schaffte und arbeitete, als wollte er die ganze Welt verdienen, nach der Vesper aber behäbig und zufrieden vor der Haustüre saß und sich von den Leuten guten Abend wünschen ließ.

So verging Jahr um Jahr. Dann und wann, wenn sie ganz allein waren und niemand es hörte, erinnerte zwar die Frau ihren Mann immer noch an den Ring und machte ihm allerhand Vorschläge. Da er aber jedesmal erwiderte, er habe noch vollauf Zeit, und das Beste falle einem stets zuletzt ein, so tat sie es immer seltener, und zuletzt kam es kaum noch vor, daß auch nur von dem Ringe gesprochen wurde. Zwar der Bauer selbst drehte den Ring täglich wohl zwan-

zigmal am Finger und besah sich ihn, aber er hütete sich, einen Wunsch dabei auszusprechen.

Und dreißig und vierzig Jahre vergingen, und der Bauer und seine Frau waren alt und schneeweiß geworden, der Wunsch aber war immer noch nicht getan. Da erwies ihnen Gott eine Gnade und ließ sie beide in einer Nacht selig sterben.

Kinder und Kindeskinder standen um ihre beiden Särge und weinten, und als eins von ihnen den Ring abziehen und aufheben wollte, sagte der älteste Sohn:

„Läßt den Vater seinen Ring mit ins Grab nehmen. Er hat sein Lebtag seine Heimlichkeit mit ihm gehabt. Es ist wohl ein liebes Andenken. Und die Mutter besah sich den Ring auch so oft; am Ende hat sie ihn dem Vater in ihren jungen Tagen geschenkt.“

So wurde denn der alte Bauer mit dem Ringe begraben, der ein Wunschring sein sollte und keiner war, und doch so viel Glück ins Haus gebracht hatte, als ein Mensch sich nur wünschen kann. Denn es ist eine eigene Sache mit dem, was richtig und was falsch ist; und schlecht Ding in guter Hand ist immer noch sehr viel mehr wert, wie gut Ding in schlechter.

König März

Von Hermann Habicht

König März saß in seinem kristallenen Palast und sandte von dort sein liebstes Kind in die Welt: den kalten Biswind. Der Biswind fährt durch das Himmelsgewölbe dahin, bricht mit Brausen in den Wald und schüttelt die hohen, laubleeren Kronen der mächtigen Eichen. Stöhnend vor Langentbehrter, wonniger Dual und gewaltig ätzend wiegen die Bäume ihre kahlen Häupter.

Mit aufgeplusterten Backen bläst der Biswind in den Fluß, zaubert auf seiner smaragdgrünen Fläche anmutiges Kräuselspiel hervor. Durch das ungewohnte Schauspiel aufgeregt und mit gewaltigen Flügelschlägen hasten die Schwäne über den gewellten Plan. Was will der Wind?

Bringt er den Frühling, seine Liebespiele und das sanfte Gleiten in einsamen Buchten? Werden die Dampfer wieder ihre Furchen ziehen?

Nun greift der Biswind mit eisiger Hand in den Haselstrauch; an seinen goldschuppigen, schwer mit Blütenstaub beladenen Kätzchen macht er sich zu schaffen. All ihren schimmernden Reichtum hat er den Haselfätzchen geraubt: der arge Biswind. Sein Triumphlied über die Erde hin schreiend rasft er mit seiner Beute davon — irgendwohin, irgendwohin ...

König März erhebt sich von seiner mittäglichen Tafel und läßt sein zweites Kind in die Welt laufen: den heißen Föhn. Heulend vor grausamer Lust stößt der Föhn in das Alptal

hinunter, an Tür und Tor rüttelt seine lose Hand; die Fensterladen läßt er knarren. Das Vieh in den Ställen brüllt vor Angst laut auf, und die Menschen in Dorf und Alphütten fahren erschrocken aus ihrer Ruhe auf und fragen, was los sei. Ich fürchte, ich fürchte, am heutigen Föhntage wird auch noch das Feuerhorn blasen. Vorerst aber leuchten Berge und Firnen auf in trügerischer Schöne, und die bewegten Wasser des Sees schimmern süßlich falsch.

Nun stößt der Föhn in seinem Lauf auf eine Gruppe von Wanderern, die berücksicht und be-

stockt, mit Nagelschuhen versehen und die Klampfen in die Seite gehängt, dem Seeufer entlang pirschend. Die Burschen und Mädchen haben den warmen Tag zu einem Ausflug benutzt und ziehen arglos ihres Wegs dahin. Unhändig ist die Lust des Föhns, und er stößt den gewaltigsten Rauchzer aus, dessen er fähig ist. Mit frecher und geiler Hand zaust er der achtzehnjährigen Wandermaid die Locken, greift dem schönen Kind an sein Herz. Hab' acht, gelocktes Kind, hab' acht.

Vom alten Geist in den Dörfern

In einem kleinen Bauerndorf unweit Frauenfeld erhält alljährlich jeder Bürger drei Kubik Scheitholz, ein Klafter geringeres Holz zum Büscheln und 30 Franken als Dorfnutzen. Das Holz empfangen alle, die „einen eigenen Rauch führen“, das Geld nur die Verheirateten. Beim alljährlichen festlichen Bürgertrunk erhält zudem jeder einen Liter Wein und einen Salziz. Diese Leistungen des Dorfgutes an die Bürger sind eine Art Dividende, nur daß das Kapital von den Nutzniedzern nie einbezahlt, sondern in dem jahrhundertealten Dorfbesitz an Wäldern und Allmenden besteht. Der Ertrag dieses Dorfbesitzes kommt als Dorfnutzen den Bürgern zu gut.

Das erwähnte Dorf steht aber mit seinem Brauche durchaus nicht vereinzelt da. In der Ortschaft nebenan erhalten die Bürger neben dem Holz noch 10 Aren Land zum bebauen. Eine Gemeinde am Untersee teilt alljährlich jedem Bürger durch das Los ein Stück Wald — den sogenannten „Winterhau“ — zum Abholzen zu. Nur die Überständer müssen darin geschont werden. Auch dort erhalten die Bürger noch ein Stück Land zum Anbauen und immer aufs Neujahr das „Tannholzgeld“. Das sind 25 Franken pro Familie, über 62 Jahre alte Personen, auch Alleinstehende, erhalten das Doppelte. In andern Dörfern wiederum bekommen die Bürger den Dorfnutzen nur in Bargeld.

So sind weitherum im Mittelland, in dem ja jedes Dorf einst eine wirtschaftliche Einheit war, diese alten Merkmale dörflichen Zusammenlebens noch mehr oder weniger erhalten. Dieser handgreifliche Anteil am gemeinsamen Dorfbesitz wirkt als stark konservierendes Element in den Gemeinden. Noch heute vermag er die Bürger fester mit ihrem Dorfe zu verkitten. Dieser Dorfnutzen wird eifersüchtig gegen alle Neuerer gehütet. Er vermag uns noch immer einen Schimmer jenes Dorfgeistes zu geben, der einst in verwandten Formen auch den Städten innwohnte und mit dem genossenschaftlichen Geiste der Alpentäler zusammen das Fundament unseres staatlichen Lebens bildete und noch heute bildet.

Wohl kam dann nach der Reformation auch ein neues Staatsbewußtsein. In zeitüblicher Unpassung an das lockende absolutistische Vorbild Frankreichs spannten auch die städtischen und eidgenössischen Obrigkeiten die Herrschaft über ihre Landschaften an. Die Vögte erhielten eine größere Macht in den Dörfern. Aber die Dorfstruktur blieb dennoch erhalten. Schon die Dreifelderwirtschaft erforderte Zusammenarbeit und brachte die gemeinsame Festsetzung von Anbau und Ernte mit sich. Auf den Allmenden wurde immer gemeinsam geweidet. In den Wäldern suchten die Schweineherden oft über die Grenzen der Nachbargemeinden hinaus ihre Eicheln. Der Wald konnte übrigens bis ins